

Autor: Jörg Böckem

Text Lesung aus seinen Werken zur Jahresfachtagung ARWED e.V. 2023, Akademie Biggensee, Attendorf

Auszug aus HIGH SEIN:

„Das letzte Mal“

Rückfälle sind, vor allem für jemanden, der süchtig ist, nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Viele Menschen erleben solche Rückschläge und Motivationstiefs – sie zweifeln an ihrer Entscheidung, fühlen sich nicht imstande, sie umzusetzen, oder haben dem Craving noch nichts entgegenzusetzen. Das geschieht häufig und ist kein Grund zu verzweifeln. Rückfälle bedeuten nicht, dass alle Bemühungen, endlich aufzuhören, scheitern. Wie die Suchtentwicklung ist auch der Ausstieg aus der Sucht ein manchmal langwieriger Prozess, ein Rückfall kann Teil davon sein. Für ein wirklich letztes Mal müssen eben die richtigen inneren und äußeren Bedingungen zusammenkommen. Und das braucht manchmal Zeit und häufig auch Unterstützung.

Neben professionellen Therapeuten können auch Freunde, der Partner oder die Partnerin und die Familie Unterstützung geben. Sie belasten sich damit aber oft selbst, daher empfiehlt es sich grundsätzlich bei körperlicher und psychischer Abhängigkeit, professionelle Hilfe zu suchen. Einer der wichtigsten Aspekte für das Gelingen des Ausstiegs ist es, nicht zu verzweifeln, weil aufzuhören unmöglich wirkt. Gerade in diesem Zusammenhang sind Freunde und Familie eine wichtige Stütze.

Selbst wenn der vollständige Ausstieg zunächst nicht funktioniert, ist weniger zu nehmen schon ein Erfolg. Klar, für einen Süchtigen ist es ideal, wenn es ihm gelingt, auf seine Droge komplett zu verzichten. Aber weniger zu konsumieren ist auf jeden Fall eine Verbesserung. Immer. Den Schaden, auch wenn er teilweise schon angerichtet ist, so gering wie möglich zu halten ist eine gute Idee. Und weniger zu konsumieren ist ein wichtiger Schritt dahin.

Manchen Menschen, die eine Phase von abhängigem Konsum erlebt haben, gelingt es sogar, wieder kontrolliert Drogen zu nehmen. Aber das ist schwierig und geschieht selten.

Auszüge aus „Lass mich die Nacht überleben“:

„Golden Brown“

Ich band meinen Arm mit einem Gürtel ab, so wie ich es eine Woche zuvor bei Artur und Erik gesehen hatte.

»Alles klar?«, fragte Artur mich.

»Alles klar«, antwortete ich.

Dann senkte Artur die Nadel in meine linke Armbeuge, durchstieß vorsichtig die Vene. Ich spürte, wie sich die Härchen auf meinem Arm aufstellten. Langsam drückte Artur den Inhalt der Spritze in meine Ader.

Nur Sekundenbruchteile später schien mein Gehirn zu explodieren. Das Kokain brachte alle meine Nervenzellen wie mit einem Vorschlaghammer aus Daunenfedern zum Schwingen, ich fühlte mich wie eine Art riesiger chinesischer Gong aus Fleisch und Knochen. Mein Herz hämmerte, jeder Zentimeter meiner Haut prickelte, ich atmete so schnell wie nach einem 100-Meter-Lauf.

Als der Kick nachließ, setzte die Wirkung des Heroins ein. Mir war, als würde die Droge die Schwerkraft aufheben, mein Körper wurde völlig schwerelos. Ich fühlte mich ruhig und zufrieden. Jede meiner Bewegungen war verlangsamt, mir war, als würde ich fließen. Das Heroin konzentrierte sich in meiner Körpermitte, von dort strahlte es wohlige Wärme bis in meine Fingerspitzen. Umschloss mich wie die Fruchtblase den Fötus. Die Spritze war die Nabelschnur, die mich mit allem versorgte, was ich brauchte.

Bis spät in die Nacht lagen wir in Eriks Zimmer, kochten unsere Drogen auf und hörten Platten von Lou Reed, David Bowie und Iggy Pop. Die Dunkelheit vor Eriks Fenster war angefüllt mit Verheißung. Ich hatte mich in diesen Rausch verliebt, von der ersten Sekunde an. Nichts fühlte sich mehr so an wie zuvor.

Das Gestern und Morgen warf keinen Schatten mehr auf das Hier und Jetzt. So ähnlich hatte ich mich als Kind gefühlt, wenn ich im Spiel versank und Zeit und Raum ihre Bedeutung verloren. Und Heroin war die Königsdroge. Sicher, auch LSD, Kokain und Haschisch verschafften mir aufregende, rauschhafte Momente. Aber sie waren nur Etappen auf meiner Suche. Heroin gab mir das Gefühl, an meinem Ziel angelangt zu sein. Wie auf Knopfdruck versetzte es mich in einen Zustand völliger Zufriedenheit, ich war eins mit mir, aller Druck, alle Wut und aller Trotz lösten sich auf, alle Sehnsucht und alle Begierden waren gestillt.

Außerdem war Heroin gefährlicher als alle anderen Drogen, flößte den Menschen Angst ein. Heroin schmiedete uns eng zusammen und verlieh uns das Gefühl besonderer Verwegenheit. Jedes Mal, wenn wir die Nadel in unsere Adern stachen, überschritten wir eine Grenze, vor der die anderen zurückschreckten. Das Aufkochen des Pulvers, das Aufziehen der Spritze und Abbinden der Arme, all diese Rituale gaben mir das Gefühl, Mitglied eines geheimen, verschworenen Ordens zu sein.

Außerdem versetzten Drogen mich in einen ähnlichen Zustand wie Sex. Der erste Sex berauschte mich noch stärker als mein erster Joint, ein Gefühl wie Bäume klettern, Höhlen bauen und Geburtstag haben gleichzeitig, wie Spiele ohne Verlierer und freier Fall ohne Aufprall. Danach war mir, als könne ich fühlen,

wie das Blut durch meine Adern rauschte und jeder Atemzug mich mit einem neuen, aufregenden Leben erfüllte. Ich wollte dieses Gefühl für alle Zeiten festhalten.

Einige Stunden später zog ich mich aus und kroch zu Eriks Schwester ins Bett. Wir hatten seit kurzem eine Affäre. Schlaftrunken schmiegte sie sich in meine Arme. Ich spürte ihren Atem an meinem Ohr, ihre nackte Haut an meiner, das Heroin und das Kokain pulsierten in meinem gesamten Körper. So ungefähr stellte ich mir das Paradies vor.

„Frohes neues Jahr“

Als ich in Hamburg aus dem Zug stieg, eine Sporttasche mit einigen wenigen Kleidungsstücken, eine Menge Pläne und ebenso viel Angst im Gepäck, fühlte ich mich ein wenig wie Tarzan bei seinem Besuch in New York. Die Großstadt überfiel mich mit ihren Menschen und Möglichkeiten.

In der Nachsorge-Wohngemeinschaft von Therapiehilfe e.V., in der ich wohnte, sollten aus der Therapie entlassene Ex-Junkies unter Aufsicht den Wiedereinstieg in die Gesellschaft lernen. Die WG war das sichere Nest, in das ich zurückkehrte, wenn mir die Anonymität, die Geschwindigkeit und das Reizbombardement der Großstadt zu viel wurde.

Im Frühjahr begann ich, Hapkido zu trainieren, eine traditionelle koreanische Kampfkunst. Davon hatte ich geträumt, seit ich als kleiner Junge meinen ersten Bruce-Lee-Film im Kino gesehen hatte. Kurz darauf wurde ein weiterer Traum für mich wahr. Ich hatte mich bei so ziemlich allen Redaktionen Hamburgs um ein Praktikum beworben, schon nach wenigen Wochen kam die Zusage von »Tempo«.

Mir war, als hätte ich eine fremde Welt betreten. Noch gestern, so schien es mir, hatte ich in meiner Therapie einen Antrag stellen müssen, wenn ich mit dem Rad in das Nachbardorf fahren wollte. Jetzt saß ich in Redaktionskonferenzen, auf denen die letzten musikalischen Entwicklungen in Tokio, Tel Aviv und Ibiza oder Modetrends aus London und New York diskutiert wurden. Meine neuen Kollegen jetteten zu Interviews in weit entfernte Metropolen oder bereisten die Krisengebiete der Welt auf der Suche nach einer aufregenden Geschichte. Ich wollte einen Platz finden in dieser Welt.

Ich erwischte einen Traumstart. Schon mein erster Text wurde für gut befunden und mit nur minimalen Veränderungen gedruckt. Kurz darauf begann meine Ausbildung, ich flog nach New York, London und Paris, traf die isländische Sängerin Björk, die französische Schauspielerin Julie Delpy und den amerikanischen Musiker Moby. Doch mehr als alle Reisen und Begegnungen nahm mich das Schreiben gefangen. Wenn meine Erlebnisse sich zu Geschichten verdichteten und die Menschen, die ich getroffen hatte, in meinen Texten Kontur annahmen, wenn mir Sätze voller Rhythmus und Melodie gelangen, geriet ich in einen Rausch. Schreiben ordnete die Welt.

Am 1.1.1996 gegen 4.30 Uhr stand ich an einer Haltestelle der Hamburger Hochbahn, die Hände tief in den Manteltaschen vergraben, und sah in den Himmel. Neujahrsmorgen, noch immer explodierten vereinzelt Raketen und überzogen die Nacht für flüchtige Augenblicke mit silbernem Glanz. In den

Straßen prosteten sich die Menschen zu und schwankten Hand in Hand in das neue Jahr. Ich war 29 und fühlte mich älter, als ich je werden wollte. Von dem neuen Jahr versprach ich mir nichts Gutes.

Den Silvesterabend hatte ich mit zwei befreundeten Pärchen und einer Kollegin gefeiert. Kurz vor Mitternacht waren wir mit zwei Flaschen Champagner und einem Dutzend Raketen im Gepäck an das nahe gelegene Alsterufer aufgebrochen, hatten die Flaschen geleert, auf das neue Jahr angestoßen und unsere Raketen gezündet. Bald froren unsere Füße und Hände, und wir gingen zurück in die behagliche Wohnung. Mir wurde klar, dass ich irgendwann alleine nach Hause gehen würde, und ich fühlte mich trotz der Menschen um mich herum ziemlich einsam. Bald darauf verabschiedete ich mich.

Auf dem Weg zur Haltestelle verfinsterte sich meine Stimmung zusehends. »Soll es das jetzt gewesen sein?«, dachte ich. Was hatte ich von einem Jahr zu erwarten, das so begann? In zwei Wochen würde ich 30 Jahre alt werden, eine Zahl, die mir Angst machte. Hörte ich jetzt endgültig auf, jung zu sein? War der Spaß unwiderruflich vorbei? Sollte so meine Zukunft aussehen, nette Leute und nette Abende, die ereignislos dahinplätscherten? Die Vorstellung erinnerte mich so sehr an das Leben meiner Eltern, dass mich schauderte.

Wie ein Kaugummi, den man zu lange im Mund behält, war mir mein Leben schal geworden. Ich sehnte mich nach Aufregung. Verlieben wäre nicht schlecht gewesen, aber das ging leider nicht auf Befehl. Und in zwei Wochen würde ich auch noch meinen 30. Geburtstag feiern und damit, so schien es mir, mein fades Leben in Zement gießen.

An der Haltestelle Hauptbahnhof-Süd stieg ich aus. Am Hamburger Hauptbahnhof und den umliegenden Straßen wurde zu jeder Tages- und Nachtzeit Heroin und Kokain verkauft. In einer abgelegenen Ecke kaufte ich für 50 Mark sechs kleine Briefchen mit je ungefähr einem Zehntel Gramm. An der Haltestelle trat ich ungeduldig von einem Bein auf das andere. Die Kälte spürte ich nicht mehr, meine Haut prickelte vor Aufregung, und der Silvesterbraten rumorte in meinen Eingeweiden. Beinahe hätte ich mich übergeben müssen, so flau war mein Magen. Meine düstere Stimmung war verschwunden. Für einen Augenblick fühlte ich mich tatsächlich wieder wie der Teenager, der zum ersten Mal Drogen über die Grenze schmuggelt. Oder wie der elfjährige Junge, der nachts aus seinem Fenster geklettert war und mit klopfendem Herzen den Waldfriedhof erkundet hatte. In diesem Moment schien mir alles so einfach. Beinahe alle Erinnerungen an meine Teenagerjahre waren durchsetzt mit Drogen. Was lag also näher, als Drogen zu Hilfe zu nehmen, wenn ich die Panikattacken vor meinem 30. Geburtstag eindämmen wollte?

Die Angst, die in immer wiederkehrenden Wellen in mein Bewusstsein drängte, rang ich entschlossen nieder. Meine Hochstimmung wollte ich mir auf keinen Fall verderben lassen. Dass ich eine Entscheidung getroffen hatte, die mein Leben unwiderruflich verändern sollte, wollte ich nicht sehen. »Ich bin seit fünf Jahren clean«, dachte ich. »Ich weiß, dass ich ohne Drogen wunderbar leben kann. Kein Problem, mich ein Wochenende lang zuzudröhnen und danach mein normales Leben wieder aufzunehmen.« Einer der schwersten Irrtümer meines Lebens.

„Heißer Sand“

Die erste Welle des Entzuges erwischte mich schon im Flughafen von Marrakesch. Meine Nase lief, Schweiß stand auf meiner Stirn. Alle zehn Minuten schleppte ich mich zur Toilette, mein Darm konnte den Durchfall nicht halten. »Reisekrankheit«, erklärte ich dem Reiseleiter und der zehnköpfigen Journalistengruppe, mit der ich unterwegs war. Dann schluckte ich die ersten fünf meiner 25 Kodeintabletten. Als Zwanzig Minuten später die Wirkung einsetzte, fühlte ich mich ein wenig besser. Trotzdem war mir völlig rätselhaft, wie ich die kommenden elf Tage durchstehen sollte.

Bei meinem geplanten Wochenendurlaub im Land der Morphinträume war es nicht geblieben. Seit zwei, drei Monaten rauchte ich wieder regelmäßig Heroin, zuletzt täglich.

Kurz vor Pfingsten waren auch die körperlichen Entzugserscheinungen zurück gekehrt. Bis dahin hatte ich mir noch vorgaukeln können, mein Rückfall sei nur ein kurzes Intermezzo und bald wieder vorüber. Jetzt stand unwiderruflich fest, ich war wieder abhängig. Ich war dem Zustand, vor dem ich mich vor Jahren in die Therapie geflüchtet hatte, wieder gefährlich nahe gekommen. Wie hatte es so weit kommen können? Sollten all die Anstrengungen der letzten Jahre umsonst gewesen sein, das Leid in der Entgiftung, die Therapie, die vier Jahre, in denen ich mir in Hamburg ein neues Leben aufgebaut hatte? In mir gärte Hass auf mich selbst. Wieso hatte ich verdammt noch mal geglaubt, bei meinem kleinen Spiel mit dem Feuer unbeschadet davonzukommen? War ich tatsächlich so ein Größenwahnsinniger Idiot? Hatte ich in all den Jahren der Sucht und den vielen Monaten der Therapie gar nichts gelernt?

Die Flucht in die Wüste verhiess mir Rettung. Dort würde ich zur Entgiftung gezwungen sein und vielleicht würde ich dort, fernab von Drogen und Alltag, unter dem weiten Wüstenhimmel, endlich wieder klar sehen und mit mir selbst ins Reine kommen.

Die erste Nacht in Marokko verbrachten wir in einem Hotel am Rande der Wüste. Meine Mitreisenden genossen den letzten Tag in der Zivilisation und sahen von der Hotelterrasse zu, wie die Sonne über der Ebene unterging. Ich flüchtete mich sofort in mein Bett, von Entzugsschmerzen und Angst gemartert. Irgendwann schluckte ich meine Tabletten und wartete auf den Schlaf.

In den ersten Tagen litt ich fürchterlich. Meine Arme und Beine fühlten sich an, als seien sie mit Blei ausgegossen. Mit schweren Schritten schleppte ich mich durch Wüstensand, dessen Farbe mich unablässig an Heroin erinnerte. Zwischen den Felsbrocken und mickrigen Sträuchern, die wie weggeworfen auf der Schotterebene verteilt waren, fauchte der Wind und blies mir Sand in die Augen. In meinen Ohren rauschte es unablässig. Die Sonne stach durch meine Sonnenbrille, schien meine Augäpfel zu versengen. Der Boden voller Geröll, das meine nackten Zehen in den Treckingsandalen malträtierte. Mein Rücken schmerzte, als hätte jemand ein Messer in meine Wirbelsäule gerammt, mein Rucksack schien Tonnen zu wiegen. Nur meine spärlichen Kodeinrationen hielten mich aufrecht, jeder Schritt eine Qual, die Hitze schien die letzten Kraftreserven aus meinem Körper und allen Verstand aus meinem Kopf zu schmelzen. Das brackige Wasser aus den Schläuchen der Beduinen schmeckte wie vorverdaut, nach jedem Schluck revoltierte mein Magen, mit großer Anstrengung hielt ich die Flüssigkeit unten. Glücklicherweise halfen das Kodein und der Flüssigkeitsmangel einigermaßen gegen meinen Durchfall.

Ich marschierte völlig apathisch, den Blick gesenkt. Mein Körper und mein Verstand arbeiteten nur noch mechanisch. Abends breitete ich meine Isomatte und meinen Schlafsack aus, nahm zwei Schlaftabletten, verfluchte mich und betete darum, am nächsten Morgen nicht mehr aufwachen zu müssen. Morgens, wenn ich die Augen öffnete und mich umsah, hätte ich mein Elend gerne herausgeschrien.

Am dritten Tag in der Wüste schluckte ich mittags meine letzte Kodeintablette. Am vierten Tag fühlte ich mich deutlich besser. Es war, als hätte die Wüste das Heroin in Rekordzeit aus mir herausgebrannt. Meine Beine trugen meinen Körper wieder ohne große Anstrengung, ich fühlte mich seltsam leicht und beschwingt. Ich hob meinen Kopf, zum ersten Mal seit Tagen, und sah die Wüste mit anderen Augen. Sah, wie die Sonne frühmorgens über den Rand der Welt lugte und die Schatten einer Hügelkette über die Ebene schob. Feine Wolkenschwaden schlierten wie Fäden von Zuckerwatte am Himmel, das Blau leuchtete zart. Berge verstellten den Horizont erst in weiter Ferne.

Nachts lag ich im Wüstensand unter einem sternensäten Himmel, tausende Kilometer von zu Hause entfernt, und fühlte mich seit langer Zeit zum ersten Mal entspannt und getröstet, meine Zukunft war in leuchtenden Farben in den Nachthimmel gemalt und zum Greifen nahe. Der schlimmste Entzug meines Lebens war zugleich der kürzeste gewesen.

„Back in Business“

An meinem letzten Tag in Marokko erwischte mich eine schwere Magen-Darm-Grippe. Ich fieberte, litt unter Durchfall und Erbrechen. Als ich in Frankfurt aus dem Flugzeug stieg und auf mein Gepäck wartete, war mir mein Zustand unerträglich geworden. Am Hauptbahnhof beschloss ich, die Wartezeit auf den ICE nach Hamburg zur Selbstmedikation zu nutzen.

Ein wenig Heroin würde die Krankheitssymptome verfliegen lassen und mir den Rest der Reise erleichtern. In Hamburg würde mir dann immer noch genug Zeit bleiben, mich in mein Bett zu legen und die Krankheit auf dem üblichen Weg aus meinem Körper zu schwitzen.

Auf der B-Ebene unter dem Bahnhof in Frankfurt kaufte ich, hinter einem Pfeiler vor den Passanten verborgen, für 50 Mark Heroin. Ich besorgte mir noch ein Feuerzeug und eine Rolle Aluminiumfolie, dann schloss ich mich auf der Bahnhofstoilette ein. Als der ICE einfuhr, waren meine Übelkeit, mein Durchfall und meine üble Laune verraucht, selbst mein schwerer Seesack erschien mir leicht und handlich. Während der fünfstündigen Fahrt döste ich in meinem Sitz und sah versonnen zu, wie Wälder und Wiesen vor dem Zugfenster vorüber glitten. Zwischendurch verzog ich mich auf die Zugtoilette und rauchte mein restliches Heroin. Als der Zug im Hamburger Bahnhof einlief, war mir, als sei ich eben erst losgefahren.

Innerhalb einer Woche setzte sich das Heroin wieder in meinem Leben fest. Von Tag zu Tag spritzte ich immer größere Mengen in immer kürzeren Abständen. Ich verließ meine Wohnung kaum noch.

„White Christmas“

Am Nachmittag des 22. Dezember saß ich in einer Hotelsuite in München und interviewte den Regisseur Wim Wenders. Ich bemühte mich krampfhaft, meine Hände zu verbergen. Da ich seit Monaten in die kleinen Adern auf meinem Handrücken und den Fingern injizierte, die Venen an meinen Armen waren völlig zerstört, sahen meine Hände mittlerweile aus wie Klauen aus einem Horrorfilm – geschwollen, entzündet, zerstoehen.

Mir fiel es irrsinnig schwer, mich auf unser Gespräch zu konzentrieren. Ich hatte mit dem Flugzeug anreisen müssen, war seit dem frühen Morgen unterwegs. Meinen letzten Druck hatte ich mir vor dem Abflug gesetzt.

Langsam spürte ich, wie die Wirkung der Droge nachließ. Ich wurde unruhig, litt unter Schweißausbrüchen. Ich wollte nach Hause. Jetzt gleich. Es bereitete mir körperliche Anstrengung, meine Aufmerksamkeit auf irgendetwas anderes zu richten. Dennoch gelang es mir, das Interview durchzustehen. Mir blieb schließlich keine Wahl. Denn wenn es etwas gab, das ich noch mehr fürchtete als die Entzugsqualen, dann war es die Vorstellung, meinen Job zu verlieren. Also saß ich in diesem Hotelzimmer und redete, zerfressen von Versagensangst, Scham, Selbsthass und Drogengier.

Die Rückreise nach dem Interview war eine Tortur. Schon im Taxi dämmerte ich weg, ein flacher, fiebriger Erschöpfungsschlaf, aus dem ich ständig hochschreckte. Ein Film von kaltem Schweiß bedeckte meine Haut. Ich war nur einige hundert Kilometer von zu Hause entfernt, aber es schien mir wie das Ende der Welt. Zu Hause, das war da, wo die Drogen auf mich warteten.

Die Sucht hatte mir die Zeit zum Feind gemacht. Ich wartete. Ständig, in endloser Wiederholungsschleife, immer wieder aufs Neue. Auf das Ende der Schmerzen, die Droge, das nächste Geld, einen Platz in der Entgiftung oder einfach nur darauf, dass der Tag endlich zu Ende ging. Dass alles endlich zu Ende ging. Und dieses Warten machte mich krank. Zerrte an meinem Verstand, zerrüttete meine Nerven, trieb mich um wie ein Tier im Käfig. Nur die wenigen Momente, in denen die Droge meinem Bewusstsein mit Macht kurz die Augen zudrückte, verschafften mir Linderung. Aber nur für einen flüchtigen Augenblick. Nach jedem Druck lief die Uhr wieder unaufhaltsam gegen mich. Und mit jeder Stunde wuchs der Berg an Unerledigtem, Beiseitegeschobenem, der sich drohend an den Rändern meiner Wahrnehmung auftürmte und Schatten warf, die irgendwann sogar der Rausch nicht mehr zu vertreiben vermochte.

Nichts strukturiert das Leben mit solcher Eindeutigkeit wie die Sucht. Sie lässt keinen Raum für Zweifel, nicht mal für Entscheidungen. Jeder Tag hat ein klar umrissenes Ziel, alle Energie und Aktivität richtet sich darauf. Zufriedenheit misst sich an der vorhandenen Drogenmenge. Sucht ordnet die Welt.

Vielleicht ist das das Hinterhältigste an der Sucht – sie macht dir alles und jeden zum Feind. Die Zeit, deinen Körper, der nur durch lästige Bedürfnisse und Entzugsschmerzen auf sich aufmerksam macht; Freunde und Familie, deren Fragen du nicht beantworten, deren Sorgen du nicht zerstreuen kannst; eine Welt, die nur Forderungen stellt, denen du dich nicht gewachsen fühlst. Bis irgendwann nur noch die Droge bleibt.

Wie so häufig in den vergangenen Wochen saß ich stundenlang im Bad und versuchte, eine Ader zu finden, die noch nicht völlig zerstört war. In meinem Badezimmer sah es mittlerweile aus wie in einer Schlachtereier – Blutschlieren im Waschbecken und auf dem Boden, Wände und Decke bespritzt.

Mit jedem vergeblichen Injektionsversuch wuchs meine Unruhe. Ich verzehrte mich nach der erlösenden Wirkung des Heroins, danach, dass die Droge in einer warmen Woge meinen Körper überschwemmte und mir einen Moment der Ruhe verschaffte. Aber wenn ich ehrlich war, hechelte ich diesem Gefühl seit Jahren vergeblich hinterher. Einem Gefühl, das sich schon lange nicht mehr einstellte, egal, wie viele Gramm ich in meinen Körper pumpte. Das nur noch in meiner Erinnerung existierte. Und trotzdem in meinem Hirn festgebrannt war. So deutlich, dass es wehtat.